

Wiemer, Björn / Goldt, Rainer (Hrsg.): *Die Ukraine als Objekt russischer Großmachtansprüche. Sprachen, Identitäten und Diskurse*. Frank & Timme, 2024. 384 S. ISBN: 978-3-7329-0975-9.

Schon längst haben wir uns daran gewöhnen müssen, dass der Krieg Russlands gegen die Ukraine von längerer Dauer sein würde. Auch manch ein Slawist hat sich in den vergangenen Jahren überfragt gezeigt, wenn in Sachen Ukraine Auskunft verlangt wurde. Dabei ist Ukrainisch nach dem Russischen zusammen mit dem Polnischen die zweitgrößte slawische Sprache. Deswegen ist es nicht überraschend, dass zum Zeitpunkt des Schreibens dieser Zeilen beispielsweise auf dem deutschsprachigen Markt mehr als fünfzig Buchtitel über den Krieg erhältlich sind. Man darf vermuten, dass ein Bedarf an Informationen entstanden ist, die zum tieferen Verständnis der Situation verhelfen und Sachwissen über die Bevölkerung, die Wirtschaft, die Literatur, die Kultur, die Landeskunde und überhaupt über den Staat, der flächenmäßig fast zweimal so groß wie Deutschland ist, vermittelt.

Die Herausgeber des zu besprechenden Sammelbandes geben im Vorwort zu bedenken, dass bei der neuerdings entstandenen Solidarisierung mit der Ukraine „die Frage, ob auch unter den bildungsorientierten Bevölkerungsschichten [...] nicht schlichtweg eine naive und diffuse Vorstellung von den aktuellen und historischen Hintergründen vorherrscht“ (S. 9) zu wenig Beachtung findet. Vor diesem Hintergrund versuchen acht slawistische Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaftler:innen in den fünf Beiträgen des Bandes das wünschenswerte Verständnis für die Ukraine zu schaffen und ein „klärendes Licht auf die aktuellen Geschehnisse“ (ebd.) zu werfen. Um den alten Degenhardt zu zitieren: *Progressiv, dynamisch, mit Phantasie – aber sachlich*. Ja, eigentlich aber doch nicht mit Phantasie, sondern durchgehend engagiert und sachlich.

1. Identität vs. Sprache: Russisch, Ukrainisch, Suržyk

Im Aufsatz „Die ukrainische Schwarzmeerküste: Sprachen – Nationalitäten – Identitäten“ behandeln Jan Patrick Zeller und Gerd Hentschel die sprachliche Situation in den ukrainischen Oblasten Odesa, Mykolajiw und Cherson. Die

Studie basiert auf einer soziologischen Umfrage, die Anfang des Jahres 2020, also zwei Jahre vor Russlands Überfall, durchgeführt wurde. Hinterfragt wird, wie die nationale (bzw. ethnische) Identität der Bewohner:innen dieser vorwiegend russischsprachigen (manchmal sogar als „russisch“ bezeichneten) Region mit einer Reihe von Faktoren wie Nationalität, Sprachbeherrschung und Sprachverhalten zusammenhängt. Die Verfasser räumen ein, dass die Resultate der Untersuchung vielfach zu erwarten waren, z. B.: Was die Eigenständigkeit der Ukrainer:innen als ein Volk und die Rolle der Sprache angeht, so spielen hier die Nationalität der Befragten und ihrer Eltern mit dem Sprachverhalten zusammen, eindeutige Verhältnisse liegen jedoch nicht vor. Von den Befragten betrachtete sich 92,1 % als Ukrainer:innen, davon 83,1 % vorbehaltlos, während zum Bekenntnis als Russ:innen die entsprechenden Werte 15,7 %, und ohne Vorbehalt 8,6 % sind (es waren auch Bekenntnisse zu beiden Nationalitäten möglich). Einfluss auf die Meinungen von der eigenen Identität könne gewiss auch die Sprache ausgeübt haben, die der/die Befragte vornehmlich gebraucht. Dieser Aspekt wurde jedoch in der Studie nicht geklärt, denn Wirkungen in der umgekehrten Richtung sind auch möglich, sodass die gefühlte Identität auch die primäre Gebrauchssprache und die Nationalität bestimmen kann.

Am Beispiel der Rede Putins im März 2014, in der er die Aufnahme der Krim in die Russische Föderation begründete, wird gezeigt, wie der Redner mittels inkonsequenter Anwendung von Terminologie manipuliert: „Russen“ und „russischsprachige Bürger“ werden nicht folgerichtig auseinandergelassen.¹

Russlands Interesse an dem Gebiet, das zur Zarenzeit „Neurussland“ hieß, hat auch ideologische Gründe. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass im Jahr 2020 die Situation in der Nord- und Südukraine gar nicht dem Bild entsprach,

1 Eine Anmerkung der Verfasser:innen über den Präpositionsgebrauch mit der Ukraine im Lokativ provoziert den Rezensenten zur Fortsetzung. Im angeführten Beispiel (S. 25–26) werden nämlich die Präpositionen im Fall der Ukraine bzw. der Krim in Putins Rede genau entgegengesetzt im Original und in der deutschen Übersetzung benutzt (einerseits *на Украине* vs. *в Крыму*, und andererseits *in der Ukraine* vs. *auf der Krim*). Bezeichnungen für geografische Objekte werden oft morphosyntaktisch unterschiedlich behandelt, je nachdem, wie transparent deren Motivation ist. Zum Beispiel sind sowohl *auf Kuba* als auch *in Kuba* beide gängig, weil man damit alternativ die Insel oder den Staat assoziieren kann. Diese Regel gilt auch im Russischen, obwohl sie der gegenwärtige Usus in diesem Fall zu verletzen scheint: meistens heißt es nämlich *на Кубе*, auch wenn der Staat gemeint ist. Was die Ukraine angeht, ist man im Russischen unwillig, die traditionelle Präpositionalverbindung *на* (auf) *Украине* aufzulegen, zumal dies der politisch klaren Ideologie dient.

das Russland als Motivation bzw. Vorwand für den Angriffskrieg gegen die Ukraine gezeichnet hat. Außer Acht lassen die Verfasser auch nicht die Reaktionen auf die relevanten Fragen in der Umfrage, nämlich dass „für einen gewissen, wenn auch kleinen Teil der Befragten die Zustimmung zur ukrainischen Eigenständigkeit vereinbar ist mit einer Inklusion in ein größeres ‘Volk’, das russische“ (S. 53).

Die Ergebnisse der von Zeller und Hentschel unternommenen Analyse der Umfragedaten sind so umfangreich und vielseitig, dass sie mit allen möglichen Wechselwirkungen hier nicht angemessen dargestellt werden können. Einfluss auf die Identität üben in diversen Kombinationen etwa Parameter wie Muttersprache, Erstsprache, primäre Gebrauchssprache, Sprache/Nationalität der beiden Elternteile aus. Es soll hier noch hervorgehoben werden, dass neben dem Russischen und Ukrainischen durchgehend ein dritter gemischter Kode – Suržyk – als eine Alternative bei der Sprachwahl angeboten wurde. In der Umfrage wurde vernünftigerweise statt Suržyk „ukrainisch-russische gemischte Sprache“ benutzt, um negative Konnotationen zu vermeiden.

2. Hundert Jahre Sprachenpolitik in der Ukraine

In einem klar geschriebenen und reichlich dokumentierten Beitrag beschreiben drei Klagenfurter Slawist:innen die Geschichte der Sprachenpolitik in der Ukraine von 1922 bis 2022. Mit ausführlichen Zitaten aus Gesetzestexten und anderen offiziellen Dokumenten bieten Tilmann Reuther, Sabrina Natmessnig und Yevheniia Lytyvshko einen Überblick über die sprachpolitische Geschichte in der Ukraine „zwischen Russifizierung und Ukrainisierung“. Die ukrainische Zeit wird in vier Perioden eingeteilt: frühsowjetische *Korenizacija*-Politik (1922–1932), sowjetische Politik (1932–1985), spätsowjetische *Perestrojka*-Politik (1985–1991) und ukrainische Staatspolitik (1991–2022). Als Sonderfälle sind die Jahre des Zweiten Weltkriegs und die Zeit nach 2014 in den von Russland annektierten Regionen in dieser Behandlung ausgenommen. Dagegen wird am Anfang des Beitrags auch kurz auf die Zeit vor 1922 eingegangen.

Die von den Bolschewiken in der ersten Periode nach der Oktober-Revolution praktizierte *Korenizacija*-Politik hatte die „Einwurzelung“ der nationalen Minderheiten in den Sowjetstaat zum Ziel. Zu der Förderung der Minderheiten gehörte z. B., dass Russ:innen in den nationalen Republiken ermuntert

wurden, die jeweilige Sprache zu lernen. Nach dieser *Korenizacija*-Periode änderte sich alles, wie der Beitrag klar zeigt. Die teilweise Russifizierung wurde 1938 wieder eingeführt, um in der Perestroika-Jahren etwas gemildert zu werden. Richtig selbständig wurden die Nationalsprachen erst mit dem Ende der Sowjetunion. So hat auch in der Ukraine eine Ukrainisierung nicht früher als 1989 begonnen, eigentlich aber erst mit der Verfassung von 1996. Vom nationalistisch gesinnten Leonid Kravčuk, der 1991–1994 erster Präsident der Ukraine war, stammt die Einsicht: „Wenn es keine Sprache gibt, gibt es keine Nation“ (*Немає мови, немає нації*).²

3. Zur Rolle des Standardrussischen als einer slawischen Sprache

Während die beiden ersten Beiträge soziolinguistische bzw. sprachsoziologische Themen besprechen, wird in dem umfangreichsten Beitrag von Björn Wiemer eine rein linguistische Betrachtungsweise angewandt, um den Status des Russischen unter den slawischen Sprachen, besonders als einer ostslawischen Sprache zu analysieren – nicht ohne berechtigte kämpferische Haltung. Die diachronische Darstellung geht vom Gemeinslawischen bis zum heutigen Stand, wo in der politischen Elite Russlands wieder einmal eine national-chauvinistische Ideologie herrscht, die den kleineren ostslawischen Völkern den Anspruch auf selbständige Einheiten und eigene Hochsprachen nicht zugestehen will.

In der Einleitung werden fundamentale Fragen erörtert, und zwar Sprache vs. Dialekt, das Problem einer prototypischen slawischen Sprache, und Variation als Bestandteil einer lebenden Sprache. Auf den Status einer Sprachform wird auch im Epigraph des Kap. 4 hingewiesen: Es ist schön den bekannten Ausspruch Max Weinreichs einmal in ursprünglicher Form auf Jiddisch zitiert zu erleben: „*a shprakh iz a dyalekt mit an armey un flot*“ („Eine Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee und einer Marine“).

Im Kap. 2 werden Entstehung und interne Differenzierung des Ostslawischen behandelt. Ganz richtig wird für die Herkunft des Namens *Rus'* aus

2 Die Worte Kravčuks werden oft auch in der Form *Без мови немає нації* („Ohne Sprache gibt es keine Nation“) zitiert. Kravčuk dürfte eine russischsprachige Gesellschaft ohne eine „eigene“ Sprache befürchtet haben (Wenn wir die/unsere Sprache nicht haben, gibt es die/unsere Nation nicht‘).

skandinavischen Quellen argumentiert; letztlich ist es dabei unwichtig, ob dahinter die Heimat der Waräger (das heutige *Roslagen*) oder die Bezeichnung der Rudermänner (altnord. *rōþs-/rōðskarl-*) steckt. Klar ist, dass die Bezeichnungen *ruotsi*, *rōtsi* sich in den ostseefinnischen Dialekten auf Schweden oder auf Finnen beziehen: Leute, die vom Westen kommen.

Es liegt auf der Hand, dass nationalistisch denkende Russen es zum einen nicht leicht hinnehmen wollen, dass man ausländische Fürsten hätte einladen müssen, um die einheimischen Fürstentümer zu vereinigen, und dass ihr erstes Reich – die anachronistisch als „(groß)russisch“ angenommene Kiever Rus' – von „Ausländern“ gegründet wurde. Zum anderen kann es schwer zu verdauen sein, dass Russisch relativ spät als Hochsprache entwickelt wurde und im Licht mehrerer Indikatoren, etwa durch fremden Einfluss (bzw. fremdes Substrat), keine prototypische slawische Sprache darstellt, wie Wiemer in ergiebiger Fülle zeigt.³

Terminologische Fragen werden von Wiemer „nicht nur der Terminologie wegen“ (Kap. 2.3) erörtert. Es ist in der Tat wichtig sich bewusst zu sein, wann man berechtigt ist, von einer russischen Sprache, vom Ostslawischen, oder Urbzw. Gemeinslawischen zu reden. Es sind nicht einfache Fragen, insbesondere für Laien. Wo man z.B. früher allgemein vom Altrussischen sprach, wird wenigstens von Fachleuten heute meistens die Bezeichnung Altostslawisch (das natürlich auch nicht einheitlich in Zeit und Raum gewesen ist) benutzt.

Die Darstellung der seit den 1950er Jahren in Novgorod in archäologischer Feinstarbeit ausgegrabenen Birkenrindentexte dürfte eine breite Leserschaft

3 Der finnische Akademiker Valentin Kiparsky, Autor der *Russischen historischen Grammatik* I–III hat u.a. über das finnougriische Substrat im Russischen geschrieben. In der Sowjetunion war er nicht nur deswegen gehasst. Nach dem Krieg, als Russisch in Finnland wieder toleriert wurde und er in Helsinki zum Professor des Russischen ernannt wurde, hat er aktiv dazu beigetragen, dass unter Verwaltung des finnischen Unterrichtsministeriums ein Sowjetunion-Institut eingerichtet wurde. Als er dann der erste – streng wissenschaftlich orientierte – Leiter des Instituts wurde, wurde er seitens der Sowjetunion oft ideologisch angegriffen. Im Jahr 1950 hat Kiparsky in der schwedischsprachigen Zeitung *Hufvudstadsbladet* die Waräger-Theorie popularisiert, nachdem eine regelrechte Kampagne eingeleitet worden war, um ihn aus seiner Position zu entfernen (was am Ende leider auch geschah). In *Literaturnaja gazeta* wurde sogar eine Schmähchrift über den finnischen „Professor“ publiziert. A propos: Vor ein paar Jahren hat *Literaturnaja gazeta* in einem Beitrag, der völlige Inkompetenz in der Sprachwissenschaft zeigt, gegen Max Vasmer's *Russisches Etymologisches Wörterbuch* polemisiert (Pisanov 2018). Kiparsky war also als Zielscheibe der Kritik zunächst der Vorgänger, der später den Lehrstuhl an der Freien Universität in Berlin als Vasmer's Nachfolger 1958–1963 übernommen hat.

interessieren. Wie Wiemer feststellt, sind sie "deshalb so aufregend, weil sie zur Revision des Bilds eines homogenen ostslawischen Sprachraums zwingen" (S. 117). Es werden sieben Eigenheiten aufgeführt: in der Phonologie Fehlen der 2. und 3. Palatalisierung, Cokan'e ([ts] pro [tʃ]), k', g', x', γ' (statt č, ž, š, ž), kl, gl (statt l), in der Morphologie -e im Nom. Sg. der Maskulina; und in der Syntax Objekt im Nom. statt Akk. (*nado voda piti* 'man muß Wasser trinken'), von denen Cokan'e und Nominativobjekt auf ostseefinnischen Einfluss hinweisen. Man kann darauf aufmerksam machen, dass sich in der Altnovgoroder Sprachform Merkmale aufzeigen lassen, die gewisse Ähnlichkeit mit dem Westslawischen (besonders mit dem Sorbischen) haben.⁴ Wäre Novgorod in einer spekulativen alternativen Geschichte ein selbständiger Staat (mit Armee!) geworden/geblieben, könnten wir heute vielleicht mit einer vierten (nordwestlichen) ostslawischen Sprache rechnen.

Mit reichlichen Beispielen (in 10 Tabellen) werden Ukrainisch und Russisch – unter Berücksichtigung des Weißrussischen – kontrastiv betrachtet. In drei Karten werden die dialektale Differenzierung der slawischen Sprachen (Karte 2) sowie die politisch-administrative Situation in der Kiever Rus' (Karte 1) und im Großfürstentum Litauen (Karte 3) veranschaulicht.

Im Kap. 3 behandelt Wiemer ausführlich den heutigen Stand des Standardrussischen und betont die Rolle der mittelluthenischen Vermittlung in der Standardisierungsgeschichte des Russischen. Wenn vom Ruthenischen die Rede ist, spricht er „wenn nötig, von Moskauer, südruthenischer und nordruthenischer Varietät“ (S. 114).⁵

Der Verfasser ist nicht allein mit seiner Meinung, dass die Possessivkonstruktion mit einem *esse*-Verb und Adessiv des Possessors auf finnougri-schen Einfluss zurückzuführen ist. Obwohl die Konstruktion auch im Ukrainischen und Weißrussischen verbreitet ist, wird vermutet, dass dort „das *haben*-Schema im Durchschnitt offenbar besser vertreten <ist> als im Russischen“ (S. 129). Dazu fehlen spezielle Untersuchungen. Isačenko (1974: 44) vertrat die

4 Es ist möglich, dass die Bevölkerung in Novgorod und Pskov von Pommern, der Südküste der Ostsee stammt. Darauf weist auch die Benennung für Russen im Ostseefinnischen (etwa Estn. *vene* ‚russisch‘, *Venemaa* ‚Russland‘) hin, die an die in mittelalterlichen Quellen auftauchende Bezeichnung des slawischen Stamms *venethi-/venedi-* (vgl. dt. *Wende* für Sorben) erinnert.

5 Der Terminus *ruthenisch* ist nicht immer problemlos gewesen, denn er wurde bekanntlich ganz unterschiedlich gebraucht, einerseits für die Sprache der Karpaten-Rusinen, andererseits für das vor allem schriftlich gebrauchte (Mittel-)Ostslawische.

Auffassung, dass die beiden ostslawischen Sprachen wie auch Polnisch sich in einem Übergangsstadium von *sein-* zu *haben-*Sprachen befinden. Chinkarouk (2008) meint Isačenkos Bewertung in Bezug auf das Ukrainische bestätigen zu können, indem er darauf hinweist, dass beide Konstruktionen (*X має Y* und *y X є Y*) im heutigen Ukrainischen vorhanden sind, und Ukrainisch somit sowohl eine *haben-* wie eine *sein-*Sprache sei. Diese Feststellung wird jedoch durch keine quantitative Untersuchung unterstützt.

Unter den Merkmalen, die auf finnougriechen Einfluss zurückgehen dürften, gehört die Vokalreduktion zu den problematischsten. Wiemer erwähnt als wichtigsten Auslöser von Akan'é mordwinischen Sprachkontakt, was schon 1965 von Vasilij Lytkin (1965, 1972) vorgeschlagen worden war. In der Forschung ist man sich jedoch noch nicht einig, ob Akan'é und die verwandten Erscheinungen als Neuerung oder als Archaismus zu betrachten sind. Leider sind bis auf einzelne Toponyme keine sprachlichen Spuren von Volkstämmen wie Muroma und Merja vorhanden, die auf dem Territorium westlich von Rjazan' wahrscheinlich bereits im 15. Jahrhundert endgültig assimiliert waren und einen Sprachwechsel durchgemacht haben.

Mit dem finnougriechen Kontakt werden auch der zweite Genitiv (Partitiv) und der zweite Präpositiv (Lokativ) im Russischen erklärt. Die funktionale Übereinstimmung mit dem heutigen Finnischen, womit Breu (1994) den neuen Kasusgebrauch vergleicht, ist beim Partitiv leicht zu sehen, während beim Lokativ die Ähnlichkeit nicht so sehr auffällt – bis auf die „ausgeprägte Vorliebe für lokale Kasus“ (Breu 1991: 51) in finnougriechen Sprachen.

Eingehend beschreibt Wiemer das Entstehen der dauerhaften ostslawischen Diglossie. Treffend ist die Aussage, dass das Altkirchenslawische von Anfang an eine Sprachform war, „die insbesondere Ostslaven erst erlernen mußten“ (S. 148). Man kann nur schwer entscheiden, wann die Diglossie überhaupt zu einem Ende gekommen ist, wenn man vorgibt, dass die russische Sprache seit den Kiever Zeiten eine kontinuierliche Geschichte aufweise.

Äußerst aufschlussreich sind die Tabellen 7–9 mit Ergebnissen von Sannikovs Studie (1985) zum mittlruthenischen juristischen Textbestand. Während einerseits neutrale Wörter fast gleich frequent in westruthenischen und in Texten des Moskauer Gebiets sind, unterscheiden sich andererseits die Frequenzen der Wörter für kulturell geprägte Begriffe: Beispielweise hat man von *pan* in ruthenischen Texten fast 1400 Belege, während es in der gleich großen Textmasse im Moskauer Korpus nur 5 Belege gibt; umgekehrt hat *gospodin* in

der Bedeutung ‚Herr‘ in Moskau 460 Verwendungen, in westruthenischen Texten nur 30.

Wiemers abschließende Thesen sind kurz gefasst diese: 1) Man darf dem gegenwärtigen Russischen den Status einer „geschmeidigen und für alle Lebenslagen geeigneten Sprachform“ (S.196) nicht verweigern; gleichzeitig sind andere Sprachen, z.B. das Ukrainische, nicht weniger Wert, nur sollten sie „unter ausreichend großen Sprecherkollektiven“ Zeit zur Konsolidierung haben (S.196). Trotz seiner besonderen Entstehungsgeschichte kann Russisch keine Vorherrschaft über Nachbarsprachen beanspruchen, denn keine Sprache ist „besser“ oder „schlechter“ als die anderen; die Mystifizierung von Kultur und Sprache werden in Putins Politik zu machtpolitischen Zwecken missbraucht (S.196). Das Verhalten und die Maßnahmen russischer Machthaber haben zur „Abgrenzung gegenüber dem Russischen geführt“ (S.197) und tun das weiter.

4. Die neoeurasische Bewegung und die imperialen Visionen

Rebecca Krug ist eine auf die Literatur- und Politikwissenschaft spezialisierte Slawistin, die zur Zeit an Kriegsnarrativen arbeitet. Im aktuellen Sammelband schreibt sie über die Bewegung der Neoeurasier, ihren Wortführer Aleksandr Dugin und seine vermutete Rolle als „Vordenker“ Putins.

Zunächst stellt Krug die Eurasier-Gruppierung der russischen Emigranten in den 1920er Jahren vor und betont, dass man Dugins neoeurasisches Projekt und seine imperialistische Ideologie nicht mit dem der Eurasier vor hundert Jahren verwechseln darf. In dem 1921 in Sofia von vier Emigranten herausgegebenen Sammelband (Trubeckoj u. a. 1921) wurden die Prinzipien des „Evrazijstvo“ dargelegt. Es ist lehrreich über die Wissenschaftler zu lesen, die vermutlich nicht ohne Wehmut einen spezifischen Kulturraum in den Grenzen des ehemaligen zaristischen Russlands entwarfen. Neben dem Geographen Petr Savickij und dem Musikwissenschaftler Petr Suvčinskij war der Religionsphilosoph Georgij Florovskij eine tragische Gestalt (nach dem enthusiastischen Anfang kämpfte er später aktiv gegen die einst von ihm selbst mitskizzierte Ideologie). Der bekannteste unter den frühen Eurasiern ist Fürst Nikolaj Trubeckoj, eine der führenden Figuren im Kreis der Prager Strukturalisten, den man als Mitbegründer der Phonologie betrachten kann; weniger bekannt werden auch manchen Linguisten die frühen Schriften Trubeckojs

sein, obwohl sie beachtenswerte Entdeckungen und typologische Einsichten enthalten, darunter beispielsweise ein Aufsatz von 1923, in dem er eine Gruppe „arktischer“ Sprachen „zwischen ural-altaischen und eskimo-aleutischen“ identifiziert.⁶

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion war in Russland in den 1990er Jahren eine ideologische Leerstelle entstanden, die sogar Jelzin, den ersten Präsidenten Russlands, dazu brachte, ihre Füllung durch einen Wettbewerb um Ideen für die Identität des Landes zu betreiben. Um die Leerstelle zu füllen, sind mit der Zeit mehr oder minder radikale Bewegungen entstanden. Die Verfasserin erwähnt neben den moderateren Strömungen auch einen etatistisch-geopolitischen Eurasismus, während Aleksandr Dugin eine radikale nationalkonservative Ideologie vertritt. Zum leitenden Ideologen wurde Dugin 2001 mit seinem Manifest „Eurasien über alles“. In Dugins Schrifttum ist Amerika der Erzfeind und Russland die Führungsmacht der eurasischen Bewegung, die allein das „verirrte“ Europa retten kann. Rebecca Krug versucht, Dugins Weltbild und sein Verhältnis zum Eurasismus zu analysieren und diskutiert seinen Einfluss auf die Politik des Kremls. Dugins Einfluss auf Putin wird nicht endgültig erklärt, und die Verfasserin lässt offen, ob das Denken und die Rhetorik von Dugin und Putin auf dieselben Quellen zurückgehen. Dazu passend folgt der letzte Beitrag des Bandes.

5. Lektüren eines Präsidenten und Geschichtsnarrative des Ukrainediskurses

In dem zweitlängsten Aufsatz des Bands beschäftigt sich der philosophie- und literaturorientierte Russist Rainer Goldt mit dem Geschichtsnarrativ des russischen Präsidenten und seines Regimes. Im Abstrakt werden die Narrative, von denen der russische Ukrainediskurs hier ein Beispiel darstellt, als „erstaunlich konstant“ bezeichnet – sie haben sich „seit der Romantik über Epochen und politische Systeme“ bewährt (S. 337). In seinen Konzepten „greift die gegenwärtige Staatsmacht auf das intellektuelle Reservoir der russischen Emigra-

6 S. Trubeckoj 1923. Bekannterweise ist die ural-altaische Hypothese mit dem Fortschritt in der Altai-Forschung nunmehr abgelehnt worden, aber Trubeckoj's Idee von Sprachbünden lebt in der modernen Sprachtypologie und Arealforschung weiter. Vgl. auch Franz Boas Werk und seinen anthropologischen *circumpolar*-Begriff.

tion nach 1917 zurück“ (ebd.). Dabei bleiben liberale Strömungen, wie sie einst Intellektuelle wie Herzen und Turgenev vertraten, ohne Möglichkeiten sich zu entfalten. Ivan Il'in (1883–1954) wird als Vordenker des in Russland wiedererstandenen Imperialismus betrachtet – seiner Ansicht nach führt Demokratie zur Auflösung des Staates, woran man im heutigen Russland mit dem Anfang der 1990er Jahre anknüpft.

Die Widerstandskraft der liberalen Öffentlichkeit war noch vor einem Jahrzehnt tatsächlich erstaunlich. Das zeigt der Verfasser am Beispiel von Michail Chodorkovskijs im Gefängnis entstandenen Aufzeichnungen: Sein „nicht rechtzeitig erstickter Warnruf“ (S. 254) war in Buchhandlungen damals noch zu kaufen. Der Leser des Beitrags kann nur staunen, wie die Besetzung der Krim motiviert und legitimiert wurde: nicht durch strategische Beweggründe (Häfen, Zugang zum Meer), die sowieso zu durchschauen sind, sondern um den Taufort Vladimirs des Heiligen zu retten und in gute russische Hände zu bringen. Der Verfasser meint, so etwas würde im Westen „als hohles Pathos belächelt“ (S. 257).

Goldt hebt den Begriff der „Russischen Welt“ hervor, der nicht nur die alte Idee der Slawophilen tarne, sondern auch das idealistische Bild von verschiedenen Völkern als Brüder in der multinationalen Sowjetunion wiederbelebe. Weiter wird die von der gegenwärtigen politischen Elite betriebene Sakralisierung der Geschichte Russlands besprochen. Unbequeme „Mythen über Russland“ gehören verworfen, positive Neudeutungen werden entworfen. Dazu passt das Beispiel Ivans IV. und die Forderung, das berühmte Gemälde von Ilja Repin im Museum abzuhängen und ihn in einem positiven Sinn mit Putin und Stalin zu vergleichen – sie haben beide „die ganze Welt gezwungen [...], Russland zu respektieren“ (S. 267), wie der Gouverneur von Orël gesagt haben soll.

Es ist einfach traurig einräumen zu müssen, dass viele hervorragende Vertreter der russischen Kultur dazu benützt werden, ja auch dazu beigetragen haben, dass das Bestehen einer eigenen ukrainischen Kultur gezeugnet wird. Wenigstens zum Teil wird dem Dekabristen Kondratij Ryleev und dem großen Aleksandr Puškin zugeschrieben, dass Ivan Mazepa, Hetman der Zaporoger Kosaken im 17. Jahrhundert, als „Archetypus des ukrainischen Verräters“ (S. 337) angesehen wird. Erschütternd sind die so zynischen wie arroganten

Verse des Nobelpreisträgers Iosif Brodskij: „*Lebt wohl, Schopfköpfe!*⁷ *Eine Zeitlang haben wir zusammengelebt, jetzt reicht's*“ (S. 251), die man als einen Witz erklären möchte, aber keine Ausrede scheint hier zu helfen.

Das Verhältnis zur ukrainischen Sprache und Kultur im Werk Michail Bulgakovs bezeichnet der Verfasser als ambivalent (S. 279). In seinen vom Bürgerkrieg erzählenden Romanen lässt Bulgakov auch tatsächlich die Protagonisten ihre geringschätzigen Ansichten über Ukrainer und Ukrainisch zum Ausdruck bringen. Die Replik aus „Dni Turbinyč“ klingt wie aus dem Mund eines heutigen Putinisten: „*Wer hat die russische Bevölkerung terrorisiert mit dieser scheußlichen Sprache, die es gar nicht gibt?*“ (S. 280).

Und auch Aleksandr Solženicyн, Opfer der Verfolgung in der Sowjetzeit, hat sich schuldig gemacht. Andererseits kann es treffend sein, wenn Aleksandr Herzen aus seinem Londoner Exil den ukrainischen Nationaldichter Taras Ševčenko einen „armen Dulder“ nennt, denn dulden musste Ševčenko wahrlich, ehe er als Maler und Dichter ein bisschen Anerkennung fand. Als einziges Beispiel einer positiven Einstellung wird auf Turgenevs „Rudin“ hingewiesen.⁸

Probleme hat man auch mit einem der Großen der klassischen russischen Literatur, Nikolaj Gogol', den mit seinem ukrainischen Namen Mykola Hohol' (Микола Васильович Гоголь) nicht alle als solchen wiedererkennen würden. Wie wir in dem Aufsatz lernen, hat Gogol' keinen Bedarf empfunden, zwischen der russischen und ukrainischen Identität zu wählen. Der Verfasser sagt mit Recht, dass „Taras Bulba“ Gogol's komplexester Text ist, was die Identitätsproblematik angeht, denn die Protagonisten sind ukrainische Kosaken. Goldts Meinung nach wäre eine Untersuchung angebracht, um den Gebrauch der Lexeme *russisch* und *ukrainisch* nach deren Verteilung und Semantik zu analysieren. Dabei weiß man, dass „der Vergleich beider Fassungen <1835 vs. 1842> eine Intensivierung der übergeordneten russischen Identität aufweist“ (S. 275). Tatsächlich, man braucht nur die erste Seite aufzuschlagen, und man

7 Die russische (ursprünglich abwertende) Bezeichnung für Ukrainer („chochol“), die Goldt in Brodskijs Gedicht als ‚Schopfkopf‘ übersetzt, kommt metonymisch übertragen von der Haartracht der Kosaken – Stirnlocke, Haarbüschel (ukrainisch „čub“).

8 Nunmehr habe ich übrigens verstanden, dass viele Russen, die im Laufe der Jahre behaupteten, sie könnten ohne weiteres Ukrainisch verstehen, wohl nur mit Ukrainern in Kontakt gewesen waren, die entweder ihr Russisch oder Suržyk redeten.

findet eine dem Verfasser zugeschriebene Anmerkung, dass *svitka* ein Kleidungsstück – je nach der Ausgabe – der Kleinrussen bzw. der Südrussen ist.⁹

Schließlich werden einem weniger geschichtskundigen Leser zwei radikale Figuren der Periode vor dem Ersten Weltkriegs vorgestellt: der „wüste Polemiker“ Michail Menʹšikov und Petr Struve. Der Antisemit und Rassist Menʹšikov, der von den Bolschewiken nach der Oktoberrevolution eliminiert wurde, ist im heutigen Russland empörender Weise wieder en vogue, nach ihm werden Konferenzen und Lesungen benannt. Der zweite düstere Denker ist Petr Struve, der einen transnationalen Staat entworfen hat, wo die Idee der heutigen Fürsprecher der „Russischen Welt“ vorweggenommen ist: Alle Nationen sind gleichwertig, nur die Russen und die russische Sprache sind am gleichwertigsten. Dieses Konzept ist in dem „neuen Sowjetmenschen“ und in dem heutigen Programm der Machthaber im Kreml wiedererstanden.

Und nun noch eine Schlussbemerkung: Die Aufführungen der „Tragödie der um ihre Unabhängigkeit ringenden Ukraine“ (S. 289), die mit den Bündnispartnern ihre liebe Not hat, erinnern entfernt an die Geschichte meiner Heimat Finnland. Wenn man aus bitterer Erfahrung die Losung „Selbst ist der Mann“ propagiert, ist man letzten Endes doch auf Partner angewiesen, und weil sie notwendigerweise größer und stärker sind, werden sie nie deine echten Freunde sein.

Hannu Tommola

9 Es ist hier nicht am Platze, Gogol's Werk richtig zu besprechen. Immerhin darf man aber wohl bemerken, dass ganz abgesehen von der Nationalitätenproblematik „Taras Bul'ba“ ein ekelhafter Roman ist. Während er wie ein traditionelles Abenteuerbuch junge Leute zu maskulinischen Tugenden ermuntert, bleibt Gogol's innere Einstellung zu seinem Helden offen. Es heißt an einer Stelle: „*Бул'ба был упрям страшно. Это был один из тех характеров, которые могли возникнуть только в тяжелый XV век на полукочующем углу Европы*“ (Gogol' 1963: 8) „Bul'ba war schrecklich stur. [...] ein Charakter, der sich nur im 15. Jahrhundert in einer halbnomadischen Ecke Europas entwickeln konnte“ [Übersetzung – H.T.]. Möglicherweise hatte Gogol' in seinem Inneren mehr Sympathie für Andrij, der als Volksverräter und Opfer eines archaischen Ehrgefühls vom eigenen Vater erschossen wird. Gogol', wie manch ein anderer Künstler, kann man in seinen Entscheidungen als opportunistisch ansehen, nicht nur in der Wahl der Sprache, in der er publiziert werden will (was einfach verständlich für einen Schriftsteller ist, der hohe Auflageziffern anstrebt).

Literatur

- Breu, Walter (1994): „Der Faktor Sprachkontakt in einer dynamischen Typologie des Slavischen“, in: Mehlig, Hans-Robert (Hrsg.). *Slavistische Linguistik 1993*. München: Sagner, 41–64.
- Chinkarouk, Oleg (2008): „Constructions possessives et focalisation en Ukrainien contemporain“, in: *Revue des Etudes Slaves* 79/1–2, 191–208.
- Gogol', Nikolaj (1963): *Taras Bul'ba*. Moskva: Izdatel'stvo Akademii nauk SSSR.
- Isačenko, Aleksandr (1974): „On 'have' and 'be' languages. A typological sketch“, in: Flier, Michael S. (ed.): *Slavic Forum. Essays in Linguistics and Literature*. The Hague / Paris: Mouton, 43–77.
- Lytkin, Vasilij (1965): „Ešče k voprosu o proischoždenii russkogo akan'ja“, in: *Voprosy jazykoznanija* 4, 44–52.
- Lytkin, Vasilij (1972): „Sistema glasnych mordovskich jazykov i drevnerusskij vokalizm“, in: *Voprosy finno-ugrovedenija* 6, 128–134.
- Pisanov, Vladislav (2018): „Mina, založennaja Maksom Fasmerom“, in: *Literaturnaja gazeta* 12 (6636), 21.3.2018.
- Sannikov, Vladimir (1985): „O stepeni leksičeskoj blizosti drevnerusskoj, starorussoj, staroukrainskoj i starobelorussoj pišmennoj reči“, in: Karaulov, Jurij (Hrsg.): *Vostočnye slavjane: jazyki, istorija, kul'tura*. Moskva: Nauka, 156–163.
- Trubeckoj, Nikolaj (1923): „Vavilonskaja bašnja i smešenie jazykov“, in: *Evrazijskij vremennik* 3. Berlin, 107–124.
- Trubeckoj, Nikolaj / Florovskij, Georgij / Savickij, Petr / Suvčinskij, Petr (1921): *Iščod k Vostoku. Predčuvstvija i sveršenija*. Sofija: Tip. „Balkan“.